

Für unsere Kinder

Nr. 9 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Lied der Freundschaft. Von Gottfried Herder. (Gedicht.) — Der Grobe und der Feine. Von Robert Gröbisch. — Im Winter. Von Johann Geier. — Im Eismeer. Von Herrn. Lingg. (Gedicht.) — Die schwarze Kasse. Eine wahre Geschichte von Hebe. (Fortf.) — Warum die Blaumeise einmal im Jahre den Verstand verliert. Von Ernest Seton Thompson. — Kurze Tage. Von Emma Döbly. (Gedicht.)

Lied der Freundschaft.

Aus 'Stimmen der Völker'. Von Gottfried Herder.

Der Mensch hat nichts so eigen
So wohl steht nichts ihm an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wann er mit seinesgleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur selber leben
Und fern von Menschen sein;
Wir sollen uns befragen
Und sehn auf guten Rat,
Das Leid einander klagen,
Das uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Der muß sich täglich fressen,
Der in geheim sich nagt.

○ ○ ○

Der Grobe und der Feine.

Sie lagen beide auf der Ladentafel des Bürstenbinders: der grobe und der feine Pinsel. An dem langen, dicken Stiel des Groben saß ein stämmiger, borstiger Schopf, während der Feine aus einem dünnen, eleganten Stiel mit seinem, langem Haarbusch bestand.

Aber so dicht die beiden Pinsel auch beisammen lagen, so spinnefeind waren sie einander. Der Feine kämmt seine seidigen Haare

zu einer Locke über die Ladentafel hin und tat, als sei er zu etwas Besserem geboren als so ein Pinsel mit breitem Borstenschopf.

Dieser Hochmut ärgerte den Groben, der sich seiner Stärke rühmte und die Zierlichkeit des anderen verhöhnte.

„Du zimperlicher Einfaltspinsel,“ stichelte er oft zu dem Feinen hinüber, „du wirst noch einmal an Größenwahn sterben.“

Der wiederum schüttelte verächtlich seine lange Locke und höhnte zurück: „Den Vogel erkennt man an den Federn und den Pinsel an den Borsten. Ich bin ein Kunstpinsel und du bist ein ganz gewöhnlicher Faustpinsel.“

Manchmal erreichte das Gezänke eine solche Siedehitze, daß die beiden Pinsel einander am liebsten in die Haare gefahren wären. Und wer weiß, welch böses Ende die Reiberei noch genommen, wenn nicht eines Tages ein fremder Mann die beiden Pinsel von der Ladentafel hinweggekauft hätte.

Zinsier wurde es um die Pinsel her; sie staken in einer Sackentasche und machten die erste große Reise in die Welt. Und als sie wieder ans Tageslicht gezogen wurden, beachte ihnen die Welt ganz anders als ehedem im Laden des Bürstenbinders. Sie erblickten Farbkübel, Lackflaschen, Wasserbüchsen, Staffeleien mit bunten Bildern, farbenbelleckste Töpfe und merkten, daß sie in eine Malerwerkstatt geraten waren. Eine Männerstimme aber sagte: „Die beiden Pinsel nehmen wir gleich morgen mit auf den Neubau. Was werden die zwei Burschen sich wundern, wenn sie 's erstemal in die Farbe steigen.“

Sie wunderten sich allerdings, die beiden feindlichen Pinselbrüder, als sie am nächsten Tage aus den Wasserkübeln gezogen wurden. Ein Leben begann für die beiden, von dem sie im Bürstenbinderladen nichts gewußt hatten: mächtige Bürste zwangen den groben Pinsel, von früh bis abends über die Wände und Decken dahinzustreichen, bis die Wände grün oder blau oder gelb oder weiß ausfielen.

Und eine mächtige Faust zwang auch den Feinen, mit weicher Locke an manchen Stellen der weißen oder blauen oder grünen Wände sanft dahinzuspielen. An den Stellen jedoch, wo der Feine seine anmutige Arbeit verrichtete, entstanden schöne Bilder: Burgen,

Wälder, Seen und Schwäne, die auf Weihern schwammen.

Wenn der Grobe abends müde gearbeitet mit dem Kopfe in seiner Wasserbüchse steckte und die vom vielen Streichen zerschundenen Borsten streckte, packte ihn oft die Sehnsucht nach einer schönen Abwechslung. Da geschah es denn manchmal, daß er aus der langweiligen Wasserbüchse heraustrach, an den Wänden entlang spazierte und sich an den Weihern und Burgen und Wäldern ergötzte, die der Feine mit bunten Farben gemalt hatte. Am nächsten Tage dann, wenn der Grobe wieder ätzend und mit Farbe beladen über die Wände dahinglitt, war sein Herz noch voll von all dem Schönen des vergangenen Abends. Und die Farbe fuhr ihm leichter aus den Borsten, wenn er daran dachte, daß auf die getünchten Wände der Feine seine Märchenbilder malen würde, und daß man sich an diesen Märchenbildern nach getaner Arbeit ergötzen konnte.

Der Feine aber, wenn er auf die getünchten Wände seine Weiber und Wälder zaubern durfte, bestaunte oft die Kraft des Groben, der im Fluge über die Wände dahinjagte und die Flächen schuf, auf denen erst die Märchenpracht des Feinen entstehen konnte.

Doch so herrlich die Kunstwerke des Feinen sich anschauen ließen — ehe sie aus seinem Lockenkopf herausgeflossen waren, rumorte in diesem Kopfe mancher böse Kopfschmerz. Manchmal sogar, wenn der Kopf des Feinen über einem halbfertigen Märchenschloß glühte, löste sich ein Härchen aus der feinen, wallenden Locke und fiel zu Boden.

Von den Arbeitsschmerzen des Feinen wußte der Grobe nicht viel. Er sah ja nur die fertigen Schönheiten. Er stieg abends aus der Wasserbüchse, ergötzte sich an der bunten Märchenpracht, die der Feine geschaffen, und ging des Morgens mit schönen Märchen-erinnerungen an die schwere Arbeit.

Dabei eilte das Leben des Groben genau so im Fluge dahin, wie er tagsüber im Fluge über die Wände flog. Seine Borsten wurden starrer und starrer, kürzer und kürzer, bis er eines Tages eine Männerstimme rasonieren hörte: „Ach was! Weg mit dem alten Stumpel! zur Arbeit ist er ja nicht mehr zu gebrauchen.“

Ehe der Grobe noch Zeit fand, über diese Schimpfworte nachzusinnen, saufte er bereits in weitem Bogen durch die Luft, tat einen Plumps und fiel in Ohnmacht. Als er erwachte, packte ihn ein neuer Schreck: er lag auf einem Trümmerhaufen — inmitten zer-

schlagener Flaschen, zerbeulter Blechbüchsen und unbrauchbarer, halbtoter Gerätschaften.

Da wurde dem Groben sehr weh ums Herz. Er erkannte, daß er längst nicht mehr der Grobe sei, daß sein Stiel schwach, abgegriffen und sein Borstenschopf zu einem elenden, dünnen Stumpen abgearbeitet war.

Lange lag er so verlassen, grübelte über seinem Schicksal, schimpfte ingrimmig über die undankbare Welt — da hörte er abermals ein „Plumps“. Der Grobe erschrak, drehte sich zur Seite und griff sich an den zerarbeiteten Schopf: dicht neben ihm lag der Feine — mit zerknietem Stiel und ganz, ganz dünner Haarlocke!

Lange dauerte es, bis der Feine sich von dem Sturze erholte, umherblickte und den Groben erkannte. Die beiden Pinsel tauschten einen langen, langen Blick, und der Grobe, der auf dem Gerümpelhaufen länger zu Hause war als der Feine, fand die ersten Worte.

„Du hier?“

„Na ja, du ja auch!“

Die kümmerlichen Borsten des Groben sträubten sich in Verwunderung. „Aber du, warum hat man dich auf diesen schrecklichen Haufen geworfen? Du hast doch den Menschen so schöne Seen, Schlösser und Wälder gemalt!“

„Weil mir dabei die Haare ausgingen.“ Der Feine betrachtete wehmütig seinen fast lahlen Schopf. „Übrigens, du hast doch auch der Menschheit so manche Wand fleißig getüncht und liegst hier.“

Der Grobe schwieg lange und kramte in alten Erinnerungen umher, ehe er sagte: „Feiner, du weißt ja nicht, wie sehr ich mich an deinen bunten Märchen ergötzt habe! Ich hätte ja nicht so frisch arbeiten können, wenn mir dein feiner Kopf nicht das Leben verschönt hätte.“

„Und mein Kopf hätte die Bilder nicht schaffen können, wenn du mit deinen groben Kräften die Wände nicht so fleißig vorgerichtet hättest.“

Wieder folgte ein langes Schweigen, dann ein Seufzer und dann erklangen müd die Worte: „Wir hätten einiger sein sollen. Ich brauchte dich und du brauchtest mich! Und mein Schicksal ist auch dein Schicksal.“

Das umherliegende Gerümpel konnte nicht genau hören, ob der Grobe oder der Feine diese letzten Worte gesprochen. Das Gerümpel sah nur, wie der Grobe seinen zerschundenen, verkrüppelten Borstenschopf an den lahlen Schädel des Feinen legte; dann starben die beiden.

Robert Grösch.

Im Winter.*

Raum war ich meinem Bette entschlüpft, pudzte ich schon mit dem Armel meines Nachthemdes die angehauchte Fensterscheibe ab. Ich schaute hinaus in den Garten, und weiter schweiften meine Blicke hinüber zu den hohen Bergen: Schnee, Schnee, nichts wie Schnee. . . Ein herrlicher Wintertag! Es hatte gestern tüchtig geschneit, und während der Nacht waren die Frostriesen über die schneeige Gegend gewandert und hatten die weiße, weiche Decke zu einer harten Kruste zusammengestampft! Die Sonne hatte ein lächelndes Gesicht aufgesetzt; was freute sie? Wollte sie etwa, schadenfroh wie sie nun manchmal ist, uns die Winterfreuden verderben, oder was war ihr Erfreuliches auf ihrer langen Fahrt vom Gestern zum Heute begegnet? Ich kann mir ihr Lächeln gar nicht erklären, ich lache nur mit, so ganz aus vollem Herzen. Heute werde ich mich einmal so recht ausrodeln. — — — Schnell in die Kleider, den Kaffee geschlürft und fort! Ich hole mir den Kobel** meines Zimmergenossen — einen eigenen habe ich leider nicht — und hinauf zum Kreuzberg. Bis zum Mittagessen werde ich wohl genug haben, und nachmittags? — darüber mache ich mir keine Sorgen. — — — „Was schiebst denn so davon, du — — —?“ sagte der mit der braunen Pelzkappe. „Wir fahren nachher mit dem Zehnuhrzug ins Gebirg.“ Ich stieß einen Schrei vor Freude aus, das hatte ich nicht einmal geahnt.

In einer langen Reihe stehen unsere Kobel auf dem Bahnsteig der Station Jakobensdorf. Um 10 Uhr 15 Minuten soll der Zug nach dem Fahrplan eintreffen. Soll! Aber die wenigen Male, die das Züglein der königlich bayerischen Lokalbahn zur rechten Zeit ankam, würden gewiß leicht aufzuzählen sein. — Von weitem schnaubt's und pufst's. . . Wir schauen auf die Uhr am Bahnhofgebäude. . . Nur zwanzig Minuten Verspätung! Wir dürfen noch von Glück reden und sind uns dessen auch voll bewußt! Langsam, schön ge-

mütlich kommt er daher geschlichen, der faule, dicke Wurm. „Nur keine Aueregung,“ ist des Bähnles einziger und höchster Glaubenssatz! Nie regt sich das kluge Tier auf, nie und nimmermehr verliert es das Gleichgewicht seiner Seele, wie wir Menschen es zuweilen tun! Diese Maschine hat wohl ihr ganzes Leben lang, die ganzen achtzehn Jahre ihrer Dienstzeit, sich nicht ein einziges Mal in ihrer Ruhe stören lassen; die Lokomotive ist nur alt geworden. . . Die Bahn führt uns langsam und gemütlich den Bergen entgegen, gar langsam und gemütlich. . . Ganz allmählich lassen sich die Züge der altersgrauen, hochbeschnittenen Berge erkennen. In den Bahnwagen wird es jezt stiller, die durcheinander schwirrenden Reden verstummen. Die gewaltigen Bergmassen in ihrer großen Ruhe und Erhabenheit machen auf jeden einen tiefen Eindruck, wir betrachten sie ernst und doch voll lauterer Freude ob der schönen Gegend.

In Windheim hält der Zug etwas länger; nach einer Viertelstunde müßigen und langweiligen Wartens geht es nun steil bergan, um 1/2 Uhr sind wir glücklich an der Endstation der Bahn angelangt.

Einen mäßig breiten Weg geht es hinan. An meiner Seite bemüht sich ein kleiner Kerl, vorwärts zu kommen, der Schnee ist aber glitschrig, so daß das Würschlein immer einen halben Schritt zurückrutscht, wenn es einen nach vorwärts tut; dazu muß es noch einen Schlitten nachschleppen! Mein kleiner Freund schreitet zwar immer tapfer zu, aber weit kommt er nicht. Da nehme ich ihm den Schlitten ab und reiche ihm die Hand, damit es etwas schneller gehe. Ein gar liebes Würschlein ist der zu meiner Linken, so lustig, so beweglich, daß es eine Freude ist. Er gehört zu denen, die mit Aug und Herz offen durch die Welt wandern und schwer traurig zu machen sind, die in ihrem ganzen Wesen ernst und freudvoll sind!

Unser Weg wird steiler und enger, das Steigen wird schwerer, oftmals halten wir an, um auszuruhen. „Was schaust du, Kleiner.“ „Schau,“ mehr bringt der Kleine nicht heraus und schaut und schaut immer in der nämlichen Richtung. . . Beim Hinaufgehen waren wir an einem sehr dicken Baumstamm vorübergezogen, ohne ihn weiter zu beachten. Drunten sahen wir einen plumpen, unsförmigen Stamm, aber auch nur einen Stamm. Wie anders von oben! Eine prächtige Tanne, die riesenhaft und kraftstrotzend dort am Abhang aufsteigt,

* Die Erzählung ist von einem Bögling einer Erziehungsschule auf dem Lande geschrieben, wo die Schüler neben dem Unterricht viel Spiel und Sport treiben.

** Kobel ist ein länglicher Handschlitten aus Holz mit Kufen, die gewöhnlich mit Eisen oder Eisenblech beschlagen sind und in gebirgigen Gegenden wie etwa in Oberbayern und im Algäu viel benutzt werden.

die ihre Äste gleich Fittichen weit von sich streckt, das jugendlich-frische Grün und der blendendweiße glühende Schnee zieht die Blicke des Kleinen auf sich. Wahrlich, solch ein Bild sah ich selten! Der Junge war kaum von der Stelle zu bringen und schien in seinem Innersten berührt! . . . Er hatte an seine Heimat im Waldtal denken müssen, an die halbzerfallene Hütte seines Vaters und an den kleinen Fischteich in der Nähe der Scheune. . . . Er fing jetzt an zu erzählen und fand kein Ende. Was wußte er nicht alles für kleine Geschichten und Erlebnisse, was nicht alles von Entdeckungszügen in Berg und Au; und wie lieb konnte er von seinen Schweiterchen und seiner guten Mutter reden. Ich hörte ihm wahrhaft andächtig zu und wurde stiller und stiller, bald hörte ich nur noch mit dem Ohre zu, ich war weit weg, fern diesem Schneetreiben. Ich war bei Mütterlein im Garten, gerade wie sie die Erdbeeren begoß und die Bohnen aufrichtete. O, es war so schön, und wenn ich ihr helfen durfte! . . . Ich dachte daran, wie man mich einmal aus meinem Bette droben im Dachkammerlein holte und mich zum Doktor lauten hieß, so schnell ich könnte. Ich rannte in jener hellen Wainacht, daß mir der Schweiß auf die Stirne trat; die Sterne, die droben so funkelten und leuchteten, wußten nicht, was ich ausfiel. Der Arzt kam mit mir. . . . Er nahm mich später auf den Schoß und sagte mir, daß ich keine Mutter mehr hätte. Ich konnte nicht weinen. — — Dann erinnerte ich mich, wie ich zu fremden Leuten in die große Stadt kam mit ihrem Rauch und Lärm, und wie ich mich dort so einsam fühlte; denn von meinem Vater wußte man nicht, wo er hingekommen war, und sonst hatte ich niemanden auf der Welt. Da erinnerte ich mich auch . . . daß ich so lange nicht zurückgedacht hatte an meiner Kindheit Tage und an . . . meine Mutter. Mir trat eine Träne in die Augen. . . .

Ich wollte es meinem Begleiter nicht merken lassen, und er bemerkte es glücklicherweise auch nicht. Er war im Ubereifer des Erzählens und hatte es gar nicht beobachtet, daß ich nicht mehr zuhörte.

Der Schneesturm tobte; wir waren inzwischen auf eine weite Hochfläche gekommen, im Sommer möchte sie eine einzige große Wiese sein; dichte Nebel senkten sich jetzt hernieder, kein Sonnenstrahl. Alles war weiß und wie abgetrennt von der großen, ruhelosen Welt draußen, nur die Fußspuren derer, die vor uns den Weg gegangen

waren, sagten mir, daß ich nicht allein sei. Ich schaute immer auf den Boden, nur so fand ich meine Straße, nur so! Was für eine lustige Bande kam aber jetzt hinterher? Kopf auf, nur nichts anmerken lassen! Schnell einen Schneeball! Patsch, der hat gefessen, und feste. Ein wirres Durcheinander von Bällen, bald sind wir droben auf der Höhe. . . .

In der behaglichen Hütte oben wird es uns warm, gern gehen wir jetzt wieder ins Freie. Wir schlendern einen Abhang hinab, er ist zu sanft, um uns auf die Kodel zu setzen, das werden wir erst später tun. Unter den Buben kommen auf einmal lebhafteste Gespräche in Gang. Nicht jeder von uns hat seinen eigenen Schlitten. Die meisten sind bald handelseinig, zu zweien zu fahren, einer seilsteht aber immer noch herum. „Na, du siehst doch ein, daß es net geht.“ „Aber es geht scho, nimm mi no mit!“ „Ich tu's net, sisch zu schwer!“ . . . Ich höre den beiden eine Weile zu. Sie werden nicht einig. Ich versuche, zu vermitteln, kein Erfolg. Der ohne Schlitten fängt zu heulen an. Ein Bub! Da wird mir die Geschichte zu dumm: „Du kannst anstatt meiner mit dem Moos fahren, sag's ihm, er wird dich schon lassen, ade!“ Mit Tränen in den Augen sieht er mich an, freudestrahlend!

Dort, wo der Wald seine Schatten zu werfen beginnt, werden die anderen zu rodeln anfangen. Ich laufe jetzt den langen Weg hüpfend und zuweilen fallend hinunter, wieder aufstehend und weiterpringend komme ich vorwärts. Der erste Schlitten saust an mir vorüber, wie ein kollernder Erdloß macht er seine Sprünge auf und nieder, alsdann weitergleitend geht's bergab. Das ist ein Vergnügen? Da ist das Laufen und Fallen doch noch besser! Wenn die Kodel nicht gepolstert sind, meine Lieben, und ihr ohne blaue Male glücklich im Tale anlangt, seid ihr wirklich beneidenswert. Wieder ein Schlitten, wieder einer, viele kommen noch. Die auf den Kodeln machen erbarmungswürdige Gesichter. Ich stehe am Ende der Kodelbahn und schaue halb sinnend-träumend hinauf. Ein großer Strauch verhindert den weiteren Ausguck. Pusch, ein kleiner bleicher Junge, „der ohne Schlitten“, fährt herab; aus seinen Augen funkelt die Freude. Er kommt auf mich zu und drückt mir die Hand. Es ist noch mancher von uns droben. Lange Zeit müssen wir warten, immer noch läßt sich keiner blicken; plötzlich kommt einer in rasender Fahrt, — — wir springen schnell zur Seite. „E's is einer gestürzt,“ sagt

er. „Wer? wer?“ — — Was frage ich lange? Schnell hinaus. Behutsam, mit großer Kraftanstrengung bringen sie den Gestürzten auf einem Schlitten herab — der Weg ist ganz vereist! — — — —

Es wurde dunkler und dunkler, nur da und dort flörte ein Signallicht der Eisenbahn das öde Graueinerlei, wir kommen langsam vorwärts. Endlich sitzen wir wieder im Zuge. Der Waggon ist fein warm. — Ich sitze in einer Ecke, meinen linken Arm hält „der ohne Schlitten“ umschlungen, sein Kopf ist an meine Schulter gelehnt, er ist so müd, der arme Bursch, und schläft offenbar sehr gut —, kein

Geräusch vermag ihn aus dem Schlafe aufzurütteln. Mir gegenüber sitzt der kleine liebe Kerl, der mir so viel von seiner Heimat vorgeplaudert hatte. Er hüpfert herum wie ein lebhafter Frosch, immerfort lachend und scherzend. — — Ich sehe zum Fenster hinaus: Wie die Sterne blinken, es ist ein entzückender Winternachthimmel. Ich schaue lange in das Blau des Sternblinkens hinein. Da werde ich inne, was ich heute erlebte, es war ein großer Tag für mich, ich war nicht mehr einsam. Lange noch fuhr der Zug durch die helle Winternacht. Endlich blieb er stehen, und der Schaffner rief: „Jaa—loo—bee—nsdorf.“ Johann Geier.

Im Eismeer.

Im höchsten Nordmeer liegt ein Schiff an Schollen Eis festgeschraubt,
Die Mannschaft auf dem Decke schläft, der Schnee liegt über ihrem Haupt;
Wie gellend auch der Nordwind pfeift, die Segel hängen eisumstarrt;
Kein Mast und keine Planke stöhnt, kein Tau und auch kein Ruder knarrt.

Doch jede Nacht das Nordlicht scheint und leuchtet in den weißen Tod,
Die hohlen Augen glühen hell, die bleichen Wangen werden rot,
Es malen sich ins Segeltuch Eisblumen, riesig, tropengroß,
Kristallne Blüten, geisterhaft, kalt, unbewegt und düstelos.

Vom dunklen Eisgebirge sehn gewaltige Schatten schwarz herab,
Wie von der Urwelt Tieren, die versteinert hier ruhn im Felsengrab,
Und gleich, als gähnte jetzt noch tief, tief unterm Schnee die Feuerkraft,
So rollt ein tiefer Donner oft, daß weit das Eis in Schluchten klast. Hermann Kling.

Die schwarze Rosie.

Eine wahre Geschichte aus Amerika von Hebe.
(Fortsetzung.)

Der unerwartete Gast war eine verwitwete Tante aus dem Norden, eine schöne und noch jugendliche Mulattin, die Tochter einer schwarzen Frau und eines weißen Mannes. Sie war einst auch eine Sklavin gewesen, aber ihre Schönheit und Anmut hatten ihr die Liebe eines weißen Mannes errungen, der sie um einen hohen Preis kaufte, sie dann frei erklärte und zu seiner Frau machte. In New York hatte sie an der Seite dieses Mannes jahrelang glücklich gelebt, und in einer Umgebung von Wohlhabenheit und feinem Geschmack hatte sie sich allmählich so vollständig verändert, daß sie kein Mensch mehr für eine einstige Sklavin gehalten hätte. Als ihr Mann starb und sie allein blieb in ihrem prächtigen Hause, ohne daß ihr irgend jemand auf der Welt

recht nahe stand, da ergriff sie eine seltsame, aber unbezwingliche Sehnsucht nach ihrer alten Heimat. „Ich muß die Luft des sonnigen Südens wieder atmen,“ sprach sie zu ihren Freunden und Bekannten; „ich will die Baumwollfelder wieder sehen; ich will wieder den Klang des Banjo* hören, wenn in mond hellen Sommernächten die Neger vor den Blockhütten die alten Heimatlieder singen, die mir einst so lieb waren.“ So verließ sie ihr schönes Heim und reiste nach dem sonnigen Süden.

Sie fuhr nach Louisiana, nach der Pflanzung, wo ihre Halbschwester, Rosies Mutter, noch lebte. Eines schönen Tags trat sie ganz plötzlich, wie ein frischer Windstoß, durch die niedrige Tür der kleinen Blockhütte und stellte sich der verdutzten Familie freundlich lachend als Tante Sally vor. Ihre Ankunft verursachte

* Ein Musikinstrument, ähnlich einer Mandoline, das mit Vorliebe von den Negern gespielt wird.

großes Aufsehen, und zwar nicht nur in der Heimstätte, wo sie als Gast weilte, sondern auch auf der ganzen Pflanzung, ja sogar oben im Herrenhaus. Aber niemand staunte die Fremde mit so offenkundiger Bewunderung an, wie Rosie. Die hellere Hautfarbe der Tante und die Pracht ihrer schönen Kleider, ihr selbstbewußtes Auftreten, ihre gewandte Unterhaltung und vor allen Dingen ihre Erzählungen von ihrer nordischen Heimat versetzten Rosie in unaufhörliches Staunen. Ihr war die schöne Tante eine verzauberte Prinzessin aus dem Märchenlande. Diese kindliche Bewunderung ging der Bewundernden zu Herzen. Tante Sally hatte keine eigenen Kinder, und seit dem Tode ihres Mannes war ihr das Leben leer und freudlos erschienen. So wahrte es nicht lange, und ihr Herz wandte sich in mütterlicher Liebe ihrer kleinen schwarzen Nichte zu; bald erkannte sie, daß sie nichts tiefer schmerzen würde, als sich wieder von dem Kinde trennen zu müssen.

„Rosie,“ sagte sie eines Tages, „möchtest du mit mir nach New York gehen, um dort die Schule zu besuchen?“ Rosies Augen glänzten. An der Schule lag ihr zwar nicht viel, aber der Gedanke zu reisen, die weite Welt jenseits der Pflanzung zu sehen, der erfüllte sie mit freudiger Erregung. „Wie gerne möchte ich, Tante,“ rief sie rasch. Die Zustimmung ihrer Mutter zu der Tante Plan war aber nicht so leicht zu gewinnen. Obgleich die Negerin eine Schar von Kindern hatte, so daß der enge Raum der kleinen Blokhütte so voller Buben und Mädels war, wie das benachbarte Feld voller Kürbisse, so mochte sich ihr Mutterherz doch von keinem trennen. Ihre Schwester erklärte ihr nun ausführlich, wie gut es für Rosie sein würde, eine sorgfältige Erziehung zu erhalten, sie versprach auch, daß sie das Mädchen jedes Jahr auf einige Wochen nach Hause bringen werde. Schließlich kam sogar „Missus“ vom Herrenhaus herunter, um ihr zu sagen, daß sie ein Unrecht täte, ihres Kindes Lebensglück im Wege zu stehen. Da gab die Mutter endlich nach, die Tante durfte Rosie mit nach New York nehmen. Im Triumph führte Sally ihren kleinen Schützling von dannen. Die Negerkinder kletterten auf den Zaun, um den beiden nachzusehen, und schwenkten jauchzend ihre zerrissenen Hüte, bis der Wagen im Glaube der Landstraße ihren Blicken entschwunden war. Lange konnten sie sich nicht darüber einigen, wer glücklicher ausgesehen habe, Tante Sally oder Rosie.

Hätten dieselben Kinder die beiden zwei Monate später sehen können, so hätten sie gefunden, daß Tante Sally immer noch glücklich aussah; aber was für eine Veränderung war inzwischen mit Rosie vor sich gegangen! Das wilde, lebhafteste Kind war ernst und schüchtern geworden, und das war so gekommen: Die lange Eisenbahnfahrt und die ersten Tage in New York waren für Rosie wie ein Märchen gewesen. Alles Seltene, Neue, was sie sah, nahm sie gefangen. Sie hatte zwar keine Spielgefährten wie daheim, aber mit der Tante auszugehen, die prächtigen Schaufenster zu betrachten oder am Fenster lehrend in die belebten Straßen hinunterzusehen, das alles war für sie ein so großes Vergnügen, daß ihr ansfangs die Gefährten nicht fehlten. Aber allmählich wurden ihr die Spaziergänge langweilig, und das große stille Haus erschien ihr kalt und leer. Rosie bekam Heimweh nach den sonnigen Gefilden von Louisiana. Ihre Tante, die wohl merkte, woran es ihr fehlte, sagte ihr: „Das wird alles anders Kind, wenn du zur Schule gehst.“

Am einem Septembermorgen führte die Tante Rosie zur Schule. Die erste Schule, an die sich Tante Sally wandte, befand sich in derselben vornehmen Nachbarschaft, in der sie wohnte. Aber hier war kein Platz für Rosie, so hieß es. Der wahre Grund war jedoch, daß man das schwarze Mädchen nicht unter den Töchtern der Reichen haben wollte, die diese Schule besuchten. So führte denn Tante Sally ihre Nichte nach einer anderen Schule in einer minder vornehmen Nachbarschaft, und hier wurde sie aufgenommen. Aber auch in dieser Schule war sie das einzige Negerkind, und nun begann Rosies Herzleid. Schon den ersten Morgen hörte sie Spott und unterdrücktes Lächeln und herzlose, beleidigende Reden. Zuerst begriff sie gar nicht, was alle die Mädchen gegen sie hatten, denn sie hatte weder ihnen noch irgend sonst jemandem etwas zuleide getan. Aber allmählich begriff sie, daß man sie wegen ihrer schwarzen Hautfarbe verspottete, und da empfand sie zum erstenmal den Schmerz, ihrer Rasse wegen verachtet zu werden. In der Pause versuchte sie mit einigen ihrer Klassengefährten zu sprechen und sich an ihren Spielen zu beteiligen, aber sie erhielt nur beleidigende Antworten oder gar keine Antwort. Die Mädchen wandten sich kalt und höhnisch von ihr hinweg. Schließlich stand sie in einem Winkel des Hofes allein, während eine Gruppe lachender Mädchen über

sie spottete. Als sie trotzdem einen zweiten Versuch machte, sich den anderen zu nähern, kaufte ein großes Mädchen sie an ihrem krausen Haar und rief: „Gib uns von deiner Wolle, schwarzes Schaf!“ und eine andere warf ein Steinchen nach ihr. Von diesem bösen Beispiel angefachelt, stürzte sich nun die ganze Schar auf Rosie und riß und stieß und schlug sie, bis sie voll Entsetzen die Flucht ergriff. Zerzaust und blutend kam sie heim und weinte, als solle ihr kleines Herz brechen. Entrüftet begab sich Tante Sally zur Schulvorsteherin, und diese bat für ihre ungezogenen Zöglinge um Verzeihung und versprach, die Schuldigen zu bestrafen. Aber Rosie wurde trotzdem weiter beschimpft, und als sie das schließlich nicht mehr aushalten konnte, beschloß Tante Sally, sie nicht mehr zur Schule zu schicken. Da die Tante zum Glück eine wohlhabende Frau und fest entschlossen war, Rosie eine gute Erziehung angeeignet zu lassen, ließ sie ihr Privatunterricht daheim erteilen, wo ihr niemand etwas zuleide tun konnte. Das kluge kleine Mädchen lernte schnell und machte große Fortschritte, aber das stillte nicht ihre Sehnsucht nach Spielgefährten und kindlichem Vergnügen. Wohl hatte sie ein prächtiges Heim, eine liebevolle Pflegemutter und viele schöne Spielsachen; aber sie war allein, und sie sehnte sich nach Kameraden und lustigen Spielen im Freien, wie ein gefangener Vogel sich nach der Freiheit sehnt. (Schluß folgt.)

o o o

Warum die Blaumeise einmal im Jahre den Verstand verliert.*

Vor langer, langer Zeit, als es noch keinen Winter im Norden gab, lebten die Blaumeisen mit ihrer ganzen Sippe lustig in den Wäldern und dachten an nichts, als sich ihr tägliches Leben im dichten Gebüsch so angenehm wie möglich zu machen. Aber am Ende sandte ihnen allen Mutter Sorge die warnende Botschaft, sie müßten nach dem Süden ziehen,

* Aus „Prärietierte und ihre Schicksale“. Stuttgart, Verlag Kosmos. Die wundervoll lebendigen Schilderungen dieses Buches wecken Verständnis und Liebe für die Tierwelt und regen zur Beobachtung der Natur an. Sie erweitern die Kenntnisse und erziehen, und das in der fesselndsten Weise, ohne trodene Schulmeistererei. Das sehr schön illustrierte und ausgeflattete Buch sollte in keiner Jugendbibliothek fehlen.

denn arger Schnee und Frost kämen in ihr Gebiet und in ihrem Gefolge Hunger und Elend.

Die Spechtmeisen und andere Verwandte der Blaumeisen nahmen sich die Warnung zu Herzen und suchten Weg und Stunde des Südflugs zu erkunden. Tomtit aber, wie man die Blaumeise nach dem Klange ihres Liedchens nannte, der Führer seiner Brüder, lachte nur und schlug ein Duzend Räder um einen Zweig, der ihm als Trapez diente.

„Nach dem Süden gehen?“ sagte er. „Ich nicht; mir gefällt's hier sehr gut; und was Frost und Schnee betrifft, die hab' ich nie gesehen und glaube nicht daran.“

Aber die Spechtmeisen und die Goldhähnchen waren so geschäftig, daß schließlich auch die Blaumeisen von der Unruhe etwas angefleckt wurden, und oft unterbrachen sie ihr Spiel eine Weile, um ihre Freunde zu befragen. Was sie aber erfuhren, gefiel ihnen nicht, denn es schien, sie sollten alle eine Reise machen, die sollte viele Tage dauern, und die kleinen Goldhähnchen seien gar schon auf dem Wege bis hin zum Meerbusen von Mexiko gekommen. Dazu sollten sie, um ihren Feinden, den Habichten, zu entgehen, zur Nachtzeit fliegen, und das Wetter war zu dieser Jahreszeit sicher stürmisch. So sagten die Blaumeisen, das sei alles Unsinn, und flogen allesamt davon mit lustigem Gesang und einander munter durch die Wälder jagend.

Aber ihren Vettern war es ernst. Geschäftig rüsteten sie sich zu Reise und suchten fürs erste das Notwendigste zu erfahren, das sie vom Wege wissen mußten. Der große weite Strom, der südwärts läuft, der Mond da oben und das Trompetengeschrei der Gänse sollten sie führen, und sie sollten auf ihrem Fluge in der Dunkelheit singen, um nicht voneinander zu kommen.

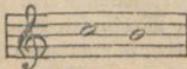
Die schwachhaften, übermütigen Blaumeisen wurden immer lärmender, je weiter die Vorbereitungen für die Reise gebiethen, und machten sich lustig über ihre Verwandten, die sich jetzt in großen Scharen in den Wäldern am Strome sammelten; schließlich, als die rechte Zeit des Mondwandels gekommen war, erhoben sich die Vettern in einem einzigen Geschwader und flogen davon in dem gleißenden Dunkel. Die Blaumeisen sagten, ihre Vettern seien sämtlich verrückt, machten ein paar schlechte Witze über den Meerbusen von Mexiko, und dann ging's wieder in munterem Jagen hintereinander her durch die Wälder, die übrigens

jetzt abmählich immer einsamer zu werden schienen, während auch das Wetter zweifellos merklich kühl wurde.

Am Ende traten Frost und Schnee wirklich ein, und die Blaumeisen befanden sich in einer leidvollen Lage. Ja, sie wußten jetzt vor Schreck nicht aus noch ein, huschten hin und her und suchten vergeblich nach einem, der sie über den Weg nach dem Süden belehren könnte. Wild flogen sie in den Wäldern umher, bis sie tatsächlich den Verstand verloren. Ich denke mir, es wird kein Eichhornnest und keinen hohlen Ast in der Nachbarschaft gegeben haben, worein nicht eine Blaumeise getrocknet wäre, um anzufragen, ob das der Meerbusen von Mexiko sei, oder ob man ihr den Weg dahin sagen könne. Aber niemand wußte darüber Bescheid, niemand ging den Weg, und der große Strom verbarg sich unter Eis und Schnee.

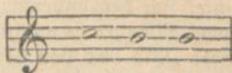
Um diese Zeit kam ein Bote von Mutter Sorge vorüber, den sie mit einer Botschaft nach dem fernen Norden abgesandt hatte; aber auch er konnte den Blaumeisen nichts weiter sagen, als daß er nicht ihr Führer sein könne, da er keine Weisung dazu habe, und unter allen Umständen jetzt in anderer Richtung gehen müsse. Auch sei ihnen ja dieselbe Botschaft geworden wie ihren Vettern, und diese hätten sie „verrückt“ genannt. Soweit er Mutter Sorge lenne, würden sie es hier wahrscheinlich in all dem Schnee aushalten müssen, nicht nur diesmal, sondern in jedem folgenden Winter; sie müßten nun zusehen, wie sie sich damit abfänden.

Das waren traurige Nachrichten für die Tomtits, aber sie waren tapfere kleine Kerle, und da sie erkannten, es ließe sich nun einmal nichts ändern, sahen sie auch zu, wie sie sich damit aufs Beste abfänden. Ehe eine Woche herum war, zeigten sie sich wieder guter Dinge, türnten um die Zweige oder jagten einander wie zuvor. Immer waren sie noch der sicheren Überzeugung, der Winter werde bald aufhören. So voll waren sie von diesem Gedanken, daß sie sogar bei seinem Anfang, wenn ein frischer Schneesturm kam, fröhlich zueinander bemerkten, es sei ein „Frühlingszeichen“, und einer oder der andere aus der Schar erhob seine Stimme zu dem süßen kurzen, und allen so wohlbekannten Pieblein:



Lenz kommt

Ein anderer nahm es auf und sang:



Lenz er-scheint

Und sie antworteten einander und wiederholten das Lied, bis die trübseligen Wälder von der guten Kunde widerhallten, und die Menschen lernten den tapferen kleinen Vogel liebhaben, der sein schweres Geschick so heiter zu tragen versteht.

Aber bis auf diesen Tag scheinen die Blaumeisen, wenn der eisige Wind durch die vereinsamten Wälder fährt, kurze Zeit ihren Verstand zu verlieren und sich in sinnloser Haft an alle möglichen sonderbaren und gefährlichen Plätze zu verirren. Man kann sie dann in großen Städten oder mitten in der Prärie, in Kellern, in Schornsteinen und hohlen Stämmen finden, und triffst du wieder einmal einen von den Flüchtlingen an einem solchen Platze, so vergiß nicht, daß Tomtit einmal im Jahre den Verstand verliert und in diesen sonderbaren Schlupfwinkel geriet — auf der Suche nach dem Meerbusen von Mexiko.

Ernest Seton Thompson.

o o o

Kurze Tage.

Von Emma Döls.

Weshalb gar so kurz die Tage jetzt sind?
Das will ich, ihr Kinder, euch sagen.
Ich wollte mich auch schon vor kurzer Zeit
Deshalb bei der Sonne beklagen.

Doch da hat sie mich tüchtig ausgelacht
Und meinte: Ich soll's nur probieren,
In solcher Kälte mit Sturm und mit Schnee
Ein ewiges Kämpfen zu führen.

Ich solle nur merken, wie müd' das macht,
Da könnt' es ihr niemand verdenken,
Wenn sie nach vollbrachter Arbeit schon früh
Dann möchte zur Ruhe sich senken.

Das sah ich auch ein und schwieg darum still,
Und will mir den Abend vertreiben,
Bis leichter den Kampf die Sonne hat,
Und länger kaum bei uns bleiben.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Klara Betkin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Stenger in Stuttgart.